

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Helmut Kindler

## Zum Abschied ein Fest

Die Autobiographie eines deutschen Verlegers

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# INHALT

PROLOG  
VON DER POESIE DES KORBFLECHTENS  
11

TEIL I  
DAS GESPROCHENE WORT  
29

TEIL II  
DAS GESCHRIEBENE WORT  
153

TEIL III  
DAS GEDRUCKTE WORT  
333

EPILOG  
VON DER POESIE DER EINBILDUNGSKRAFT  
591

## KAPITELÜBERSICHT

### PROLOG

Von der Poesie des Korbflechtens . . . . .	13
--------------------------------------------	----

### TEIL I: DAS GESPROCHENE WORT

1 Mein zwölfter Geburtstag . . . . .	31
2 Drei Klassiker . . . . .	41
3 Das große Jahr (1928) . . . . .	54
4 Von Flex zu Remarque . . . . .	63
5 Piscatorschüler (1929) . . . . .	67
6 Vier Herren unterhalten sich . . . . .	78
7 Meine erste Gage . . . . .	92
8 Schulabgang (1930) . . . . .	102
9 Horváth und Zuckmayer . . . . .	109
10 Kino und Kabarett . . . . .	117
11 Vaterland . . . . .	130
12 Eine Freundschaft (1932) . . . . .	138
13 Mein Abschied vom Theater . . . . .	149

### TEIL II: DAS GESCHRIEBENE WORT

14 Hitler an der Macht . . . . .	155
15 Mein Freund Leo Kerz emigriert . . . . .	167

16	Feuilletons in drei großen Zeitungen . . . . .	181
17	Und dann liebt man diese Stadt . . . . .	188
18	Insel Berlin . . . . .	199
19	Kompromisse . . . . .	205
20	Von Berlin nach Warschau . . . . .	227
21	Gedanken in der Zelle . . . . .	241
22	ANGST. . . . .	249
23	Max Bohne ist nicht Max Bohne . . . . .	276
24	2. Mai 1945 – Berlin kapituliert . . . . .	283
25	Die Lieder sind verweht . . . . .	298
26	Auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee . . . . .	305
27	Mein Abschied vom Journalismus . . . . .	317

### TEIL III: DAS GEDRUCKTE WORT

28	Ein denkwürdiger Tag . . . . .	337
29	»sie« . . . . .	342
30	Die ersten Bücher in Berlin . . . . .	354
31	Umzug nach München . . . . .	361
32	Revue – Die aktuelle Illustrierte . . . . .	371
33	Und wieder Bücher . . . . .	397
34	Kollegenschelte . . . . .	414
35	Preisgekrönte Bücher . . . . .	424
36	Zwei Staatsmänner . . . . .	431
37	Zum Beispiel Max Brod . . . . .	447
38	Simonow, Aragon, Ehrenburg . . . . .	454
39	Lektorat Nina Kindler . . . . .	480
40	Sachliteratur . . . . .	503
41	Das enzyklopädische Programm . . . . .	509
42	Der Fall Stefan Heym . . . . .	536
43	Auf der Frankfurter Buchmesse . . . . .	546
44	Zeittheater . . . . .	555

45	Im Fieber . . . . .	559
46	Ein Zwischenspiel . . . . .	571
47	Mein Abschied als Verleger . . . . .	579

## EPILOG

	Von der Poesie der Einbildungskraft. . . . .	591
	Danksagung . . . . .	621
	Anmerkung. . . . .	625
	Namenregister . . . . .	630

## KAPITEL 1

### Mein zwölfter Geburtstag

Stets war ich begierig, Schilderungen meines Vaters aus seiner kriminalistischen Berufsarbeit erzählt zu bekommen. Seine Kindheitsvorstellungen von polizeilicher »Allmacht« waren im Laufe der Jahre nüchternen Einsichten gewichen. Ursprünglich hatte er als Kind in dem kleinen Dorf in Schlesien, in Wingendorf, wo er aufgewachsen war, angstvoll und hingerissen zugleich zu dem uniformierten Polizisten hoch zu Pferde aufgesehen, der von Zeit zu Zeit durch die Dörfer ritt, um seinem vorgesetzten Amt in Lauban möglichst berichten zu können: »Keine besonderen Vorkommnisse.«

In seiner Kindheit war dieser uniformierte Polizist für meinen Vater eine alle und alles überragende Gestalt. Wie schön, wenn er das einmal werden könnte.

Er wurde es nicht. Jedenfalls nicht in Schlesien und nicht auf dem Dorf, sondern in Lichtenberg, damals noch einer der östlichen Vororte der kaiserlich-königlichen Hauptstadt Berlin. Der Umgang mit Pferden machte meinem Vater Freude, der dienstliche Umgang mit Menschen hingegen machte ihm zu schaffen. Es lag ihm nicht, »auf einem hohen Roß« zu sitzen. Er empfand sich, nachdem Kaiser und König 1918 abgedankt hatten, als Bürger unter Bürgern. Er wechselte in die zivile Polizeiverwaltung und bald darauf zur Kriminalpolizei. Aus dieser Zeit stammen die Erzählungen, von denen ich nicht genug bekommen konnte.

Es waren die Fälle, die auch in den Zeitungen standen und mit denen er selbst nur selten oder wenig zu tun hatte. Da gab es die großen Verbrechen, die Morde und Raubüberfälle, die nächtlichen Straßenräuber, die Einbrecher, die Eisenbahndiebe, die Erpresser, die Betrüger und so weiter. Besonderes Aufsehen erregten die Fassadenkletterer, die es heute nicht mehr gibt. Die glatten Betonklötze der Neubauten erweisen sich als zu schwierig für dieses »Gewerbe«. Robert M. W. Kempner<sup>1</sup>, der als junger Jurist bei einem der berühmtesten Strafverteidiger Berlins, Rechtsanwalt Dr. Erich Frey, als Referendar tätig war und der es bis zu seiner Amtsenthebung durch Hermann Göring bis zum Justitiar der preußischen Polizei gebracht hatte, berichtet in seinen Lebenserinnerungen, daß Dr. Frey einen Fassadenkletterer mit der Behauptung verteidigte, der Angeklagte habe in einer Wohnung im vierten Stock nur baden wollen. »Wer zu Frey kam, kam frei«, hieß es.

Als Kriminalbeamter hatte mein Vater ein kleines Büro im Schlesischen Bahnhof, der samt Umgebung zu den verrufensten Gegenden von Berlin gehörte. Manchmal besuchte ich ihn, ließ mir erklären, mit welchen Mitteln Gangster sich der Koffer Reisender bemächtigten, welche Gefahren gleich bei Ankunft in Berlin auf Menschen lauerten, die von weit her zum ersten Mal in die Hauptstadt kamen, wo sie glaubten, Arbeit finden und ihr Glück machen zu können. Viele lernten nicht das Glück, sondern das Unglück kennen. Für sie hatte mein Vater ein Herz. Ich erinnere mich, wie er einmal nach Hause kam und meine Mutter bat, ihm von der Haushaltskasse zwanzig Mark zu geben. Er hatte einer Frau mit vier kleinen Kindern, der man im Zug ihr Gepäck und ihre Handtasche gestohlen hatte, sein Taschengeld geschenkt und außerdem im Bahnhofsrestaurant fünf Tassen heiße Schokolade spendiert. Ein anderes Mal wurde *er* beschenkt: Er kam mit einer Torte nach Hause, dem Geschenk

eines jungen jüdischen Einwanderers, der, wie so viele, aus den Ghettos in Polen nach Berlin gekommen war. Mein Vater hatte ihm einige Mark geliehen, nachdem er ihn auf einem Bahnsteig angesprochen hatte, wo der junge Mann hilflos auf und ab gegangen war. Er war wider Erwarten nicht abgeholt worden und wußte nicht, wie er in die Grenadierstraße kommen sollte, wo seine Schwester wohnte. Eine Woche später brachte er das geliehene Geld zurück – und eine Torte.

Mein Vater war beliebt, am wenigsten allerdings bei manchen uniformierten Polizisten, die sich daran störten, daß er zu »weich« war und seine Pistole dienstwidrig stets zu Hause in der Schublade ließ. Aber so »weich« mein Vater auch gewesen sein mochte, energisch konnte er seine Überzeugung vertreten: Man darf einen Menschen nicht zum »Verbrecher stempeln«.

Der Einstellung meines Vaters zur Kriminalität kam entgegen, daß sich gerade in der Beamtschaft der preußischen Polizei unter Ministerpräsident Otto Braun während der Weimarer Republik Menschenfreundlichkeit, Toleranz und demokratisches Verständnis entwickelt hatten. Die größten Verdienste um die Integrierung der Polizei in den preußischen Staat gebühren dem Polizeivizepräsidenten Bernhard Weiss. Robert M. W. Kempner hat meiner Frau Nina und mir erzählt, wie sehr sich Dr. Weiss um die Demokratisierung der Polizeibeamten bemüht hat. Das wurde auch von der Bevölkerung Berlins wahrgenommen. »Die Polizei, dein Freund und Helfer« – dieser Satz ist wohl damals entstanden.

Am aufregendsten fand ich die Geschichten, die mein Vater von »Sarowka« erzählte. »Sarowka« war eine Kneipe gegenüber dem Schlesischen Bahnhof, einer der vielen Bouillonkeller, wie die Berliner sagten. Die Besonderheit von »Sarowka« bestand darin, daß dort der mächtigste Verein der sogenannten Unterwelt verkehrte, der Verein »Immertreu«. Immer wieder mußte



mein Vater dieses Lokal berufsmäßig aufsuchen. Im allgemeinen wurden Kriminalbeamte bei »Sarowka« von den »Immertreu«-Leuten in der Weise empfangen, daß sie mit den Beamten an der Theke etwas bestellten, meist: »Für den Herrn eine Molle und ein Korn.« Da mein Vater so gut wie nie Alkohol trank, wußten die bei »Immertreu«, daß sie ihm, wenn er erschien, ein Malzbier anbieten mußten. Mein Vater revanchierte sich dann und bestellte jedesmal für einen oder mehrere der Herren auf seine Kosten ein Bier.

Gelegentlich mußten uniformierte Polizisten das Lokal betreten, um jemanden festzunehmen. Das erwies sich als schwierig, denn die uniformierten Polizisten waren weniger beliebt als die zivilen Kriminalbeamten. Wenn nur drei oder vier Polizisten überraschend eindrangten, wurden sie von den »Immertreu«-Männern umstellt und so eingezwängt, daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Schließlich sagte einer der Männer: »Holen Sie mal Herrn Kindler.« Wenn der erschien, öffnete sich die Umzingelung, mein Vater wurde mit Handschlag begrüßt, das Malzbier bestellt, und diejenigen, die festgenommen werden sollten, erklärten meinem Vater: »Mit Ihnen kommen wir mit.« Mein Vater, das wußte man, fesselte nie Festgenommene oder Verhaftete. Er war aber nicht der einzige unter den Kriminalbeamten, die auf diese Weise mit Menschen umgingen. Der Leiter des Morddezernats, Kriminalkommissar Gennat, einer der erfolgreichsten Kriminalisten, war durch seine kumpelhafte Art, die des Mordes oder des Totschlags Verdächtigen zu behandeln, eine Berühmtheit geworden. Mein Vater erhielt zu allen festlichen Veranstaltungen des Vereins »Immertreu« eine Einladung; für Gennat war jedesmal ein Ehrenplatz reserviert. Alle Ringvereine feierten Feste. »Immertreu«, wußte ich von meinem Vater, war der bekannteste. In ihm aufgenommen zu werden galt für einen Ganoven als Auszeichnung und eine besondere Ehre.

»Immertreu« veranstaltete jährlich einen großen Ball, zu dem nicht nur die Creme der Unterwelt erschien, sondern auch Prominenz aus Kunst und Wissenschaft. Es spielten mehrere Kapellen, darunter die Kapelle der Berliner Kriminalpolizei, selbstverständlich ohne Honorar. Ehrengäste waren der Polizeipräsident und Polizeivizepräsident und die höheren Beamten wie Kriminalkommissar Gennat vom Morddezernat. Es waren auch viele Geschäftsleute unter den Gästen, unbescholtene, redliche Kaufleute, vielfach waren sie Ehrenmitglieder von »Immertreu«, und zwar dadurch, daß sie statt einer öffentlichen Einbruch- und Diebstahlversicherung eine monatliche Zahlung an »Immertreu« leisteten. Dadurch waren sie vor Überfällen, Einbruch und Diebstahl sicher.

All das, was ich über »Sarowka« hörte, machte mich neugierig, und eines Tages, als mich meine Eltern nach einem Geburtstagswunsch fragten, sagte ich, mein einziger Wunsch sei ein Besuch mit meinem Vater bei »Sarowka«.

Es war mein zwölfter Geburtstag, den ich dort mit meinem Vater verbrachte. Ich schätze, daß es dreißig Männer waren, die sich in Schale geworfen hatten und sich äußerst wohlerzogen benahmen, als sie meinen Vater und mich zu einem blumengeschmückten Tisch führten. Nachdem wir Platz genommen hatten, begann einer der Herren an einem der anderen Tische auf einer Mundharmonika »Hoch soll er leben!« zu spielen, und alle stimmten in den Gesang ein. Gastgeber war »Bizeps-Karl«, wie er sich vorstellte. Breitschultrig stand er fest auf seinen Füßen; selbstsicher und gut gelaunt, hieß er meinen Vater und mich willkommen. Sein Schwiegervater wurde »Latten-Willi« genannt, der uns erzählte: »Meine Tochter, die Juwelen-Else, ist seit drei Jahren glücklich mit meinem Schwiegersohn, dem Bizeps-Karl, verheiratet.«

Es wurde aufgetragen. Zuerst Rollmöpse mit einem Schnaps.

Dann Buletten mit Kartoffelsalat. Dazu Bier und, aufmerksam, wie man war, Malzbier für meinen Vater. Allerdings nicht für mich, den Zwölfjährigen. Die Nachspeise bestand aus roter Grütze. Nach dem Essen erhob sich Bizeps-Karl, holte ein Papier aus seiner Tasche, auf das er seine Festtagsrede zu meinem Geburtstag geschrieben hatte. Er hat sie dann liegenlassen, und ich habe sie mir angeeignet. Das war meine Revanche für ein Erlebnis, auf das ich noch zu sprechen kommen werde. Bizeps-Karl streckte sich und begann seine Rede:

»Kriminalität, lieber Helmut«, sprach er zu meiner Verwirrung mich gleich an, »hat Tradition. Kriminalität hat es immer gegeben. Zu allen Zeiten. Sie gehört einfach zu unserer Gesellschaft. Gäb's keine Kriminalität, würde der Staat zu wackeln beginnen. Zu wackeln«, wiederholte er, um dann auszuführen: »Denn dann gäb's ja auch keine Staatsanwälte, keine Richter, keine Rechtsanwälte, keine Bürohengste, die Protokolle schreiben und Akten registrieren. Es gäbe keine Zuchthäuser, es gäbe keine Gefängnisse, es gäbe keine Polizisten, dein Vater säße nicht hier, unseren Verein hätten wir auch nie gründen können. Also, wie ich schon sagte, das ganze Staatsgefüge mit Tausenden von Beamten und Angestellten, mit Häusern und Büros, mit Institutionen aller Art wäre nicht vorhanden, die Arbeitslosigkeit wäre unvorstellbar hoch.«

Jetzt machte er eine kleine Pause, blickte freundlich in die Runde, um sich dann wieder mir zuzuwenden.

»Ich sagte, die Kriminalität hat Tradition. Das gilt auch für unseren Verein. Und so will ich dir, lieber Helmut, erzählen, wie er entstanden ist.« – »Au ja«, rief einer vom Nebentisch, was Bizeps-Karl veranlaßte, den Anwesenden zu sagen: »Ihr wißt das alles. Aber für unseren Geburtstagsjungen ist das wahrscheinlich alles neu. Also anfangen hat das Janze« – allmählich kam er in den Berliner Tonfall – »1895, vor 29 Jahren, und zwar

in der ›Schnurrbartdiele‹. Die jibt es heute nicht mehr. In der ›Schnurrbartdiele‹ verkehrten die Ringkämpfer. Wir, das heißt unsere Vorgänger, gingen immer zu den Ringkampfveranstaltungen. Die waren seinerzeit sehr populär. Freunde von meinem Schwiegervater hier und fünf oder sechs seiner Kollegen, die damals gerade aus dem Knast kamen, verkehrten noch in der ›Schnurrbartdiele‹. Für Ringkämpfer und Athleten haben Leute wie wir immer etwas übrig.« – »Haben wir«, bemerkte der Vorlaute am Nebentisch. Aber Bizeps-Karl las sofort weiter von seinem Zettel ab: »Die Ringkämpfer gründeten in der ›Schnurrbartdiele‹ den Ringverein. Aber dann, eines Tages, ist der Boß der Ringkämpfer, als der mal übern Durst jetrunknen hatte, in 'n Müggelsee jefallen und ersoffen. Ertrunken«, verbesserte er sich. »Und da hat mein Schwiegervater mit seinen Freunden den Ringverein übernommen. Der Name ›Ringverein‹ ist uns geblieben, hat Tradition. Es jab bald noch andere Ringvereine. Wir jaben uns den Namen ›Immertreu‹. Die Mitglieder sind Brüder, Knastbrüder. Manche Vereine nehmen auch Luden auf, die ihre Pferdchen laufen lassen. Laß dir von deinem Vater sagen, wat det heißt. Mit zwölf biste in ein Alter jekommen, wo dir als Heranwachsender dein Vater Aufklärung schuldig ist. In Berlin jibt's ne Menge Luden und zahllose Pferdchen, die für sie anschaffen. Mit denen wolln wir nichts zu tun haben. Wir achten auf Anstand und Sitte.«

Riesiger Beifall. Ich wußte nicht recht, ob ich auch klatschen sollte. Aber da mein Vater es nicht tat, unterließ ich es auch. Bizeps-Karl setzte, von dem Beifall motiviert, jetzt mit beschwörender Stimme seine Rede fort: »Wir sind, merk dir das, Helmut, keine Verbrecherorganisation.« Und in leiserem Tonfall: »Jewiß, wir haben mal wat verbochen. Det stimmt. Ick hoffe, du hast noch nichts verbochen.«

Wieder ein, man kann sagen, gütiger Blick zu mir.

»Wenn man für det, wat man nich hätte machen sollen, seine jerechte Strafe absitzt, und man kommt raus, fängt die Bestrafung erst an. Du bist aus der Jesellschaft ausgeschlossen. Det heißt, wat sich so Jesellschaft nennt. Denn zu dieser feinen Jesellschaft jehören ja auch nich wenige, die Knastbrüder wären, wenn sie sich hätten erwischen lassen. Es jibt viele, denen man nichts nachweisen kann: Stehkragenbetrüjer, Finanzschieber.« Jetzt nickte mein Vater zustimmend. Bizeps-Karl strahlte, als er fortfuhr: »Wir möchten aber ooch mit Menschen verkehren, möchten mit Menschen zusammenkommen, die det erlebt haben, wat wir erlebt haben. Die wissen, wat Knast bedeutet. Mit denen wollen wir jemütliche Abende verbringen, wie heute abend mit dir, lieber Helmut, und deinem von uns hochjeschätzten Vater. ›Ehre Vater und Mutter‹, heißt et – und daran halten wir fest. Treu, immer treu. Det sind wir. Wir wissen Treue und Vertrauen zu schätzen. Wir denken, du wirst det verstehen, nämlich daß wir Freunde brauchen wie andere Menschen auch. Wie andere lieben wir auch Jeselligkeit, Sport, Kegeln, Billard, Musik und von Zeit zu Zeit ein schönes Fest. Und weil uns die Jesellschaft oder die, die sich dafür hält, von ihrem Leben ausschließt, müssen wir uns verbinden, brüderlich, um das Leben, das nicht immer leicht ist, zu ertragen.«

Immer wieder gelang es Bizeps-Karl zeitweise, Hochdeutsch zu sprechen.

»Ich wiederhole: brüderlich. Das bedeutet, wir helfen einander. Wir kümmern uns um Bräute, Frauen und Kinder derjenigen Vereinsmitglieder, die in Nöten sind, in Haft zum Beispiel. Die Familien dieser Männer unterstützen wir, aus Menschlichkeit, versteht sich, und damit sie nicht auf die schiefe Bahn kommen. Wenn eine Frau ihrem Mann, der hinter Gittern sitzt, nicht treu ist, werden wir ungemütlich.«

Das fanden die anwesenden »Immertreu«-Mitglieder auch; man

hörte das Gemurmel und unterdrücktes Lachen an allen Tischen. Unser Redner kam in Stimmung: »Das heißt, wir knöpfen uns die Dame vor und reden ihr ins Gewissen. Beim zweiten Mal halbieren wir die Unterstützung, und beim drittenmal kriegt sie ne jehörige Abreibung. Vor allem liegen uns unsere Mitglieder am Herzen, die ihre Strafe verbüßt haben, die holen wir ab und bringen sie nach Hause. Zu Hause entkorken wir ne Flasche Sekt. Dann jibt's ne Torte mit Schlagsahne für die janze Familie. Am nächsten Tag begleitet einer unserer Brüder den Entlassenen, damit er irgendwo ne anständige Anstellung kriegt. Wir haben Freunde, Budiker zum Beispiel, die Kellner brauchen. Wir haben namhafte Geschäftsleute, die sich bei uns versichert haben. Die sind uns auch jefällig. Wenn wir einem honorigen Geschäftsinhaber einen entlassenen Häftling für die Portokasse empfehlen, kann er sich drauf verlassen, det die Kasse imma stimmt. Denn mit Kleinjeld geben wir uns nicht ab.« An dieser Stelle gab's kein Weiterreden. Orkanartig weitete sich der Applaus zu jubelnder Begeisterung aus. Diesmal klatschte ich mit. Bizeps-Karl kam zum Schluß, seinen Zettel hatte er aus der Hand gelegt. »In diesem Sinne wünschen wir dir hier alle ein gutes, glückliches neues Lebensjahr und entkorken ne Flasche Sekt, und da wird auch dein Vater ausnahmsweise mitmachen. Hoff ick jedenfalls.«

Sektflaschen wurden entkorkt, jeder kam an unseren Tisch, stieß mit mir und meinem Vater an. Der Mundharmonikaspieler, Spitzname »Koteletten-Emil«, spielte meisterhaft ein Lied nach dem anderen. Es wurde ein überschäumender Abend, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Witze wurden erzählt, von Prozeßtricks wurde gesprochen, von Anwälten, vom berühmten Dr. Frey, der war Ehrenmitglied bei »Immertreu«. In allen schweren Fällen verpflichtete »Immertreu« ihn als Anwalt und sorgte für pünktliche Honorarzahlung.

Ein Witz, den ich an diesem Abend zu hören bekam, ist mir noch gegenwärtig: »Der Richter sagt zum Angeklagten: ›Wie konnten Sie einen Mord begehen für eine Mark, die Ihr Opfer in der Tasche hatte.‹ – ›Herr Vorsitzender. Hier ne Mark und da ne Mark. Det läppert sich zusammen!‹«

Das Gelächter wollte nicht verstummen, bis Bizeps-Karl zu meinem Vater sagte: »Wie spät ist es eigentlich?« Mein Vater griff zu seiner Taschenuhr, griff aber ins Leere. Keine Taschenuhr. Bizeps-Karl grinste. Sein Schwiegervater ebenfalls. »Die haben Sie vielleicht zu Hause vergessen.« Mein Vater: »Nein, die habe ich nicht vergessen, ich weiß doch, was ich bei mir habe.« Dann wollte er seine Brieftasche herausziehen, aber es gab auch keine Brieftasche. Die anderen Taschen, in denen er verschiedene Utensilien, unter anderem einen Kamm, hatte, waren ebenfalls leer.

»Na, wie haben wir das gemacht?« triumphtierte Bizeps-Karl, langte in seine Tasche und sagte: »Hier ist Ihre Uhr, hier ist Ihre Brieftasche, hier ist Ihr Kamm, fehlt Ihnen sonst noch was?« Mein Vater mußte lachen. Bizeps-Karl oder seine Freunde hatten ein Meisterstück im Taschendiebstahl demonstriert. Ich fand das großartig.

»Ich hab' mich revanchiert«, sagte ich und hielt ihm seine Rede entgegen.

Es wurde musiziert und gesungen, und um Mitternacht wurde eine heiße Erbsensuppe serviert. Als wir Abschied nahmen, intonierte der Mundharmonikaspieler »Üb immer Treu und Redlichkeit«.

Wir fuhren nach Hause. »Üb immer Treu und Redlichkeit«, sagte mein Vater.

Es war ein herrlicher Geburtstag.

## KAPITEL 2

### Drei Klassiker

#### *Die Räuber (1926)*

Mein Vater bekam als Kriminalbeamter zuweilen Freikarten für einen Theaterabend. In jeder Vorstellung saß »für alle Fälle« ein Kriminalbeamter.

Einmal, 1926, erhielt mein Vater zwei Freikarten für das renommierte »Staatstheater« am Gendarmenmarkt, und zwar für eine Premiere. Das Glück, eine Premiere besuchen zu können, hatte er noch nie gehabt. Was aber problematisch war: Die Aufführung fiel auf den 12. September – auf den Geburtstag meines Vaters, den fünfundvierzigsten. Mittags hatte es eines seiner Leibgerichte gegeben: »Schlesisches Himmelreich«. Das Rezept hat der Autor des im Kindler Verlag 1980 erschienenen Romans *Sonntags Schlesisches Himmelreich*, Christian Opitz, verraten: »Räucherspeck und Rauchfleisch, insgesamt ein Pfund, werden mit einem Lorbeerblatt, Gewürzkorn und einer Zwiebel weich gekocht. Ein Pfund gemischtes Backobst, tags zuvor eingeweicht, wird nun mit zwei Eßlöffeln Zucker gekocht und mit etwas Stärke sämig gebunden. Dazu reicht man Schlesische Hefeklöße, die mit in warmer Milch aufgelöster Hefe, Mehl, Eiern, Butter, Zucker, Salz und etwas Muskat zubereitet werden. Man serviert das Gericht in einer großen Schüssel, in die man das in Scheiben geschnittene Fleisch, das heiße Backobst